

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Die Versicherungen!“ mahnte auch Knorred noch einmal. „Nächsten Monat läuft die Vorwerksscheune ab. Ihr müßt den Herrn Baron daran erinnern. Und dann müßt Ihr gleich eine Milchwirtschafterin und ein Kinderfräulein besorgen. Und das bald. Morgen schon! Auch ein Maschinist für die Lokomobile muß her, aber nicht wieder so einen verdammten Sozialdemokraten wie vor zwei Jahren. Die Maschine muß geschmiert werden und einmal Probe laufen, ehe sie aufs Feld kommt. Und vergeßt mir die Erntearbeiter nicht, meinethalben Poladen. Daß sie aber in spätestens acht Tagen da sind! Herr Hauschild wird mich vertreten!“

„Ich werd sehen, ich werd sehen!“ rief der alte Abraham und sprang auf sein Wägelchen. „Ich werd alles besorgen und die Versicherung gleich mit. Adieu, Herr Inspektor. Und meschugge sind Sie doch. Was bleiben Sie nicht gleich hier. Sie haben doch Ihren Kontrakt!“

Und schon klapperte er mit seinem Wägelchen im Trab zum Gutshof hinaus auf die Dorfstraße.

Frau Knorred saß schon auf dem Rutscherbrett des vordersten Leiterwagens. Sie hoffte noch immer, daß der Baron sie nicht aus dem Tore lassen würde. August Knorred nahm seinen Inspektorstock, hing ihn über den Arm, durchschritt mit Thomas Hauschild alle Ställe und Wirtschaftsgebäude, sah überall nach dem Rechten, schärfte ihm noch einmal alles ein, drückte ihm zum Abschied kräftig die Hand und reichte ihm die Schlüssel der leeren Inspektorwohnung, die er dem Herrn Baron abliefern sollte. Dann trat er neben das Postor, streichelte den zottigen Wächter, der vor Freude bellend an ihm empor sprang, und winkte den Kutschern. Sofort setzten sich die schwerbeladenen Wagen in Bewegung. Als sie ratternd, im langsamen Schritt über das grobe Pflaster bei der Dungstätte fuhren, machte August Knorred lehrte, senkte den Nacken, schritt zum Postor hinaus, den Wagen voraus, die hinter ihm herknarren, und ließ das Gut, das er fünfundschwanzig Jahre bewirtschaftet hatte, und das Dorf, das seine Heimat geworden war, hinter sich. Die Dorfleute standen an der Straße und gafften. Daniel Zuppach, der sich mit beiden Armen über den Pfarrgutsgartenzaun lehnte, grinste und lästete seine Miße. Da straffte sich August Knorred auf, schwang den Stock und stieß ihn kräftig in den Boden. So schritt er dahin, aufrecht und ungebrochen, und seine sechsundsünfzig Jahre sah man ihm nicht an.

Fritz von Winkelberg schaute ihm nach und mußte hart gegen sich kämpfen, daß er nicht weich wurde und den alten Starrkopf zurückrief.

Der würde schon mürbe werden in der Verbannung! Dann riß der Baron den Brief nach Halle noch einmal auf und machte einen Zusatz, in dem er Hedwig die Erklärung für diesen Auszug mitteilte. Ohne daß er es wollte, wurde ihm unter der Feder eine Entschuldigung daraus. Dann siegelte er das Schreiben zu und gab es noch am selben Tage dem Briefträger mit, der es in Luschelau einschreiben ließ, damit es auch sicher in Hedwigs Hände kam.

August Knorred fand in Zdurottschin schnell eine passende Wohnung, denn von den zahlreichen Ehen, die Karl Zdurottschins Testament gestiftet hatte, waren im Laufe der letzten Jahre schon einige wieder aus dem Beime gegangen. Er fand an dem großen Viehmarkt, in den der Weg von Brislawe mündete, ein paar Zimmer, ließ den größten Teil der Möbel auf den Boden schaffen und setzte sich in den Lehnstuhl, den er aus Fenster rückte. Hier saß er vom Morgen bis zum Abend und hielt die Straße im Auge.

Bald kam von Halle Nachricht. Hedwig berichtete, daß sie zwei Zimmer in der Nähe des Leipziger Tores gemietet hätten und daß Hugo sich sofort kopsüber in die Arbeit gestürzt hätte. Der Brief war kurz und zeigte in der Mitte die Spur einer weggewischten Träne. Von Brislawe schrieb sie nichts. Dafür lag der Brief, den sie vom Baron empfangen hatte, bei August Knorred las ihn und reichte ihn dann seiner Frau.

„Was sollen wir tun!“ rief sie ratlos.

„Warten!“ sprach August Knorred, setzte sich in den Lehnstuhl, sah zum Fenster hinaus und rührte sich nicht.

Im Dorfe hatte der Auszug des Gutsinspektors großes Aufsehen gemacht. Verschiedene Gerüchte schwirrten umher, eines immer wilder als das andere. Nur auf den wahren Grund kam niemand, weil Thomas Hauschild reinen Mund hielt. Am tiefsten schmerzte Moritz Gassel der plötzliche Weggang August Knorreds. Doch den Baron darum zu fragen, wagte er nicht. Er hatte auch wenig Gelegenheit, denn die Ernte stand vor der Tür, und zum Schachspielen hatte Fritz von Winkelberg jetzt keine Zeit. Der alte Abraham brachte eine Milchwirtschafterin und ein Kinderfräulein, erneuerte die Versicherung, schaffte die zwanzig polnischen Erntearbeiter herbei und kam endlich mit einem Maschinisten angefahren. Den hatte er sich auf ein paar Tage ausgeliehen, weil kein anderer aufzutreiben war. Der Maschinist sah die Dreschmaschine und die Lokomobile sachgemäß nach, schmierte alle Lager und ließ sie auf dem Hofe zur Probe laufen, als draußen auf den Feldern unter den gierigen Sensen schon die ersten Roggenhalme fielen. Er lernte einen anstelligen Arbeiter an, die Maschine zu bedienen, und überließ sie ihm, nachdem er sie bei dem ersten Roggenschober aufgestellt hatte.

Fritz von Winkelberg wartete eine ganze Woche vergeblich auf Hedwigs Antwort. Dann merkte er, daß er den Kampf verloren hatte. Sein Gesicht wurde herb und seine Miene bitter. Aus seinen Augen verschwand der milde Blick. Mit

Angestüm und Daß warf er sich auf die Arbeit. Er wollte August Knorred zeigen, daß er ihn entbehren konnte. Auch Thomas Hauschild hielt sich wader, bewies Umsicht und Energie und schimpfte mit den Arbeitern dreimal so viel herum als sein abgefeilter Lehrmeister. Und es wurde herzhast geschafft. Die Polen bekamen ihren Schnaps in der Arbeitszeit und machten keine Revolution. Die alte Praxis, deutsche und polnische Arbeiter nicht auf einer Stelle zu beschäftigen, wurde streng innegehalten. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang war Fritz von Winkelberg auf den Beinen. Er wagte sich sogar aufs Pferd, um Zeit zu gewinnen, obgleich ihm sein Herz beschwerlich genug fiel. Doch er zwang es zur Ruhe. Es war ein Trost über ihn gekommen, der ihm die ununterbrochenen Anstrengungen überwinden half. Die Ernte war vorzüglich. Die Körner waren fest, schwer und zahlreich. Unermüdet schwangen sich die Sensen, und die Kornhäufen, durch die sich die Maschine durchfressen sollte, wuchsen rund um Briklawe wie gelbe Niesenpilze aus der Erde. Fritz von Winkelberg war außerordentlich beliebt bei seinen Arbeitern, und wo er erschien, slog ihnen die Arbeit nur so aus den Händen.

Nur im Hause hatte er Aerger und Verdruß. Die Diensthöfen waren lässig und legten sich auf die saule Haut. Die neue Wirtschafterin wurde bei einem nicht kleinen Betrug erwischt. Man mußte sie aber behalten, weil kein Ersatz zu beschaffen war. Das Kinderfräulein zeigte auch wenig anziehende Seiten. Es war wenig sauber, kümmerliche sich kaum um die ihrer Sorgfalt Anvertrauten und brachte ihnen schlechte Manieren bei. Der Baron, der sie nur am Mittag sah, mußte einmal aus Cäcilien's Munde ein häßliches Wort hören. Er forschte nach und stellte das Mädchen heftig zur Rede. Er fuhr überhaupt, seit August Knorred fort war, schnell scharf drein und verdaß so vieles, was er früher durch seine Mühe und Ueberlegtheit ausgeglichen hatte. Das unangenehme Fräulein versprach sich zu bessern. Aber schon am folgenden Tage erschrak Cäcilie mit einem Gesicht bei Tische, als wenn sie geschlagen worden wäre. Der Vater fragte sie, doch sie lag aus Furcht. Der kleine Günther, den seine starke Stimme hinreichend schützte, hatte weniger unter dieser sonderbaren Erziehungskunst zu leiden. An diesem Tage schrieb Fritz von Winkelberg noch einmal nach Halle. Er beschwor Hedwig, zurückzukommen.

Tags darauf erschien der alte Abraham, und der Baron schalt mit ihm herum.

„Stech ich in den Leuten drin!“ verteidigte der sich kaltblütig. „Ich kann doch nur nach den Zeugnissen sehen. Das ist alles nur Ihre eigene Schuld, Herr Baron. Hätten Sie sich nicht in Fräulein Hedwig verliebt, so wär sie heute noch da. Und der Herr Inspektor auch.“

Der Baron biß sich auf die Lippen, stieg in den Sattel und ritt zur Maschine. Denn sie stand wieder einmal still. Fortwährend zeigten sich kleine Schäden an ihr, die aber mit Hilfe des Schmieds schnell gehoben werden konnten. Doch ein halber Arbeitstag ging immer drauf. An der Bedienung konnte es nicht liegen. Der Mann war gut angeleert und gab fleißig acht. Auch lief die Lokomotive immer tadellos, nur der dickköpfige Drehschlaf wollte nicht recht, wie er sollte. Er fraß immer noch an dem ersten Schaber herum. Die Schnitter waren weit voraus. Sechs große Getreideschaber hatte Thomas Hauschild schon gerichtet.

„Was ist da wieder los!“ schrie der Baron, als er bei der Maschine angekommen war.

Der Mann kratzte sich hinter dem Ohr und wies auf den Kasten. Da hatte sich etwas festgekant. Er hatte sich lange vergeblich bemüht, es zu finden.

„Ich hab zum Schmied geschickt!“ meinte er vorsichtig.

„Ach was!“ rief der Baron. „Der hat den ganzen Kasten verhungt. Dreh an, es wird sich schon wieder frei laufen.“

Zögernd griff der Mann nach dem Dampfhebel. „Dreh an! Los!“ schrie Fritz von Winkelberg, ungehalten über diesen neuen Aufenthalt.

Bisshend strömte der Dampf in den Zylinder. Der Treibriemen ruckte einmal an, im Kasten trachte es dumpf, als poire ein Felsblock den Berg herunter. Als der Schmied nach einer halben Stunde kam, konnte er nur feststellen, daß die Hauptachse gebrochen war. Der Schaden konnte nur in Sultisch ausgebessert werden. Fritz von Winkelberg

entfuhr ein Fluß. Er traf den alten Abraham noch im Dorf an und gab ihm die Schuld.

„Sich ich in der Maschine, Herr Baron!“ rechtfertigte sich der. „Zwei Jahre ist die Maschine gut gelaufen. Wenn der Herr Knorred noch da wär, wär's nicht passiert. Ich werd die Maschine nach Sultisch bringen. Mehr kann ich auch nicht tun.“

Eine Stunde später ratterte das vierkantige Ungetüm durchs Dorf. Vier Stunden später war es in Sultisch.

Schon am nächsten Morgen war der alte Abraham wieder in Briklawe.

„Bierzehn Tage wird's dauern, Herr Baron!“ rief er Fritz von Winkelberg über den Hof entgegen. „Eine einzige Schraube ist locker geworden. Inwendig ist alles kurz und klein geschlagen. Das kostet ein paar hundert Mark.“

Der Baron fuhr sich in den Bart und wandte sich ab. Der alte Abraham hatte übrigens zugunsten August Knorreds aufgeschritten. Das tat er schon aus Prinzip. So arg war die Reparatur nicht im entferntesten. Nur konnte sie nicht eher fertig gestellt werden, weil noch weit ältere Arbeiten in der Werkstatt warteten.

„Sie müssen die Schaber versichern!“ fuhr der alte Abraham fort. „Zeichnen Sie mir den Plan, wo sie liegen, und die nächsten Häuser dazu. Das Uebrige besorg ich schon. Hauptsache ist, daß wir die Versicherungstafel draußstellen. Dann steck sie keiner an.“

Fritz von Winkelberg setzte sich an den Schreibtisch und zog die Versicherungsformulare heraus.

„Els Strohshober!“ diktierte der alte Abraham.

„Stroh?“ rief der Baron. „Getreide!“

„Schreiben Sie Stroh!“ beharrte der alte Abraham auf seinem Kopf. „Wir sparen an der Provision die ganze Maschinenreparatur. Wenn nur die Täfelchen oben stehen! Und für den Strohshober kriegen wir genau so ein Täfelchen wie für den Getreideshober.“

„Der Teufel!“ beehrte Fritz von Winkelberg auf.

„Wenn aber einer abbrennt.“

„Da verdienen Sie immer noch!“ beglückte ihn der alte Abraham. „Die Differenz bei der Provision ist größer als die Versicherungssumme bei einem Schaber.“

Das leuchtete dem Baron ein und er schrieb „11 Strohshober“. Drei Tage später glänzten auf jedem der elf Getreideschaber an langen Stangen die schwarzgoldnen Blechschilde der Versicherungsgesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Erstrittenes Glück.

Kriegsflutze von Max Reumer.

Im schlanken Trabe hatte die von Leutnant Horst von Bandin geführte Dragonerpatrouille den Saum des Waldes erreicht. Der hochgewachsene Fahrer der acht Feldgrauen hob die Faust in die Höhe, und während die Dragoner auf dies stumme Zeichen ihre schneubenden Häute zügelten, trug der starkknochige Offizier des Offiziers seinen Reiter mit wenigen Sprüngen an die Pflanz des durchrittenen Waldes heran. Mit dem Glase in der Hand suchte Horst von Bandin nun das sich vor ihm ausbreitende Gelände nach Feinden ab. Ein sich aber durch die Niederung ziehenden Graben, dessen Ränder stellenweise mit Buschwerk bestanden waren, zog seine Aufmerksamkeit besonders an. Sorgfältig prüfte der Schwärze diesen kleinen Wasserlauf nach den Streichwachen des Gegners ab. Längere Zeit tobmete er der Stelle, an der die Landstraße den Graben überbrückte und hier ein geradezu ideales Versteck bildete. Seine Vermutung, hier auf etwas Verdächtiges zu stoßen, bestärkte sich auch nach kurzer Frist. Durch die in schütternde Bewegung geratenden Zweige des hier wachsenden Buschwerks wand sich vorsichtig die Gestalt eines bäurisch gekleideten, kaum dem Knabenalter entwachsenen Burschen, der nach kurzer Umschau, den neben der Landstraße hinziehenden Graben als Deckung benutzend, sich laufend dem Walde näherte.

Reuend erreichte er diesen und bekam nun die hier haltende Dragonerabteilung zu Gesicht. Ein kurzes erschrecktes Stutzen, dann lautes jubelndes Erkennen und im nächsten Augenblick stand der Bursche, dessen beschmutztes Kleid deutlich die im Freient verbrachte Nacht bekundete, inmitten der Reiter. Horst von Bandin, der seinen Beobachtungsposten aufgegeben hatte, begann das Verhör des Ankömmlings mit der Doppelfrage: „Wie heißt du mein Junge, und woher kommst du?“

„Aber Herr Leutnant ich bin ja der Johann Truslat aus Groß Bandin, der dem Herrn Leutnant immer das Pferd abgenommen hat.“

„So, der bist du, na, um das zu erkennen, hättest du erst einmal in nähere Beziehungen zu einem Schaff Wasser treten müssen, aber sag' mal mein Junge, sind Russen in der Nähe?“

„Jawohl, Herr Leutnant, seit ein paar Tagen und gestern nachmittags ist ein ganzer Pulk in Groß Bandin eingefallen. Dem Inspektor hat der oberste von ihnen gleich den Kantschuh ins Gesicht geschlagen und wie ich das sah, bin ich durch die Gartentür hinter der Scheune auf und davon.“

„Hast du dein Pferd, daß mein Onkel nicht auf Bandin war, der hätte dir dein Fortlaufen böß angetriden.“

„Der gnädige Herr Onkel, Herr Leutnant, ist ja auf Bandin und das gnädige Fräulein auch.“

„Um Gotteswillen!“ Das Gestalt des Sprechers hatte mit einem Schlage jeden Blutstropfen verloren. „Meine Nase in der jetzigen Zeit auf Bandin, das wäre ja heller Wahnsinn.“

„Der gnädige Herr ist krank und das gnädige Fräulein hat dem Inspektor gesagt, allein führe sie nicht nach Königsberg.“

„War denn mein Onkel nicht transportfähig?“

Der Gefragte hob die Schultern: „Das weiß ich nicht, der Franz hat erzählt, es wäre die Nicht und der gnädige Herr soll gesagt haben, vor solchem Dreckgestübel, wie die Russen es wären, ließe er Bandin nicht im Stich.“

Horst von Bandin hatte sich bei den letzten Worten des Durischen nach seinen Leuten umgewandt. „Vereitert Smdbra!“

„Herr Leutnant!“ Der Dragoner hielt im nächsten Augenblick neben seinem Offizier.

Sie werden mit Säpiz und Beyer weiter in der Richtung auf Smobnowen aufklären, in etwa zwei Stunden erparte ich Sie hier an dieser Stelle. Sollte ich nicht eingetroffen sein, über Ihre Erkundigungen elliige Erlebung heischen, so hohen Sie zur Schwadron und machen dem Rittmeister Ihre Meldung. Haben Sie mich verstanden?“

„Jawohl Herr Leutnant!“

„Schön, abreiten!“

Während die Patrouille davontrabte, wandte sich Horst an einen seiner Leute. „Kaltner nehmen Sie den Jungen zu sich, ihrem Wallach tut die boppelte Last keinen Schaden, und dann mir nach, was die Kaulen laufen können, denn viel Zeit haben wir nicht zu verlieren.“

In schärfster Gargart verfolgten die Reiter ihren Weg durch den schweigenden Forst, und Horst von Bandin, der die Führung übernommen hatte, sorgte dafür, daß das Tempo nicht schwächer wurde. Nicht mechanisch sein Pferd lenkend, beschäftigten sich seine Gedanken ohne Unterlaß mit seinen gefährdeten Verwandten. Vor reichlich einem halben Jahr hatte er seinen letzten Besuch auf Bandin gemacht. Freuden Herzens war er damals zu dem alten Stammis seines Geschlechts geeilt, der Liebe seiner Waise Dora sicher, kam ihm nicht der leiseste Gedanke an ein mögliches Veto seines Onkels. Doch das Unerwartete geschah, der alte Herr versagte seiner Bitte um die Hand Doras die Zustimmung. „Es tut mir leid um euch beide mein Junge, aber Bandin verlangt einen Herrn, der nicht nur Landwirt erster Klasse ist, sondern auch das nötige Kapital besitzt, das Gut wieder hoch zu bringen. Du bist weder das eine, noch besitzt du das andere und infolgedessen kein Erbarm nach meinem Wunsche. Ich habe mein Leben lang nur eine Sorge gekannt und zwar die um Bandin. Du begreift nicht, was es mich gekostet hat, dem Erbe meiner Väter zur Liebe zu leben. Ein ganzes Menschenalter voller Arbeit und Mühe ging drauf, ohne daß ich das mit gesteckte Ziel erreicht habe und du wirst begreifen, daß ich die Frucht all der Jahre nicht leichtfertig auf Spiel setzen darf und deshalb bleibt es bei meinem Nein.“ Horst kannte seinen Onkel und mußte, daß dieser Bescheid unabänderlich sei und so kam es denn am Abend in einem verschwiegene Winkel des Parkes zu einem trauerreichen Abschied. Am andern Morgen verließ er vor Tau und Tag Bandin mit dem festen Vorsatz, es nie mehr wieder zu sehen.

Ein leiser Ruf aus dem Trupp seiner Leute ließ Horst den Blick heben und mit einem Schlage hoben die schmerzlichen Erinnerungen davon. Vor ihm schimmerte durch niederes Unterholz vom Walde getrennt die Steinmauer des Bandiner Parkes zu ihm herüber. Er griff in die Bügel und schlang sich dann aus dem Sattel, durch einen halblauten Befehl seine Dragoner zu gleichem Tun auffordernd. Von seinen früheren Besuchen her erinnerte sich Horst einer in diesem Teil der Mauer befindlichen Tür, die seinem heutigen Unternehmen Vorstuf leisten sollte. Bald war diese erreicht, ihr verschlossener Zustand erwies sich als ein nur geringes Hindernis und wenige Minuten später sah sich die kleine Abteilung den Wirtschaftsgebäuden des Gutes gegenüber. Eine im Vorstufraum zweier Ställe errichtete Brettertür schloß hier den Hof vom Parke ab, gestattete jedoch dank ihrer Breite ein geschlossenes Vordringen der deutschen Reiter.

„So mein Junge!“ wandte sich Horst nun an den Flüchtling, „du wirst nun Umschau halten, wie stark der Feind ist und wo seine Pferde stehen. Beweile dich und benimm dich möglichst unbefangen, damit du keinen Verdacht erregst.“

Während der Durische jenseits der Tür verschwand, bereitete der Leutnant seine Leute auf den bevorstehenden Zusammenstoß vor. Eines Anspruchs bedurfte es nicht, denn alle braunten darauf, mit den Kosaken handgemein zu werden. Den Säbel in der Faust, nahm Horst gerade seinen Platz an der Spitze der Reinen Schar ein, als sich wie ein Wiesel die geschmeidige Gestalt des Wogelanters durch den Spalt der Tür schob.

„Herr Leutnant, es sind fünfzehn Stück und zwei Offiziere, die sind im Schloß, aber die Kosaken treiben sich auf dem ganzen

Hof umher. Ein paar von ihnen liegen vor der Scheune im Stroh und schlafen, ihre Pferde stehen im großen Stall an der Straße, da liegen auch ihre Gewehre.“

„Dann sind sie in unserer Hand, denn daß sie weder Pferd noch Gewehr in die schmutzigen Finger bekommen, dafür werden wir schon Sorge tragen. Mach' das Tor auf Junge und dann drauf auf das Gesindel.“

Wie der Blitz war der Junge am Torflügel, den er krachend an die Wand des Gebäudes warf, mit donnerndem Durra löschten die Dragoner in den Hof. Im nächsten Augenblick war derselbe erfüllt vom Lachen eines kurzen Kampfes. Wilde Plätze in russischer und deutscher Sprache durchschwirren die Luft, hallender Kampfruf der Dragoner antwortete dem Todeschrei niedergerosteter Kosaken. Dort an der Tür des Stalles trat Horst von Bandin auf den Wachtmeister der Ueberfallenen, der ihn mit gezähter Klinge wie eine Wildgans anfiel. Ein Dieb schleuderte dem Kosaken die Waffe aus der Hand und ein zweiter erledigte den Mann. Noch ein paar Schüsse aus seiner Raufschrotflinte, die ihr Ziel nicht verfehlten, und jeder Widerstand brach zusammen. Ein Häufchen von sieben Kosaken, keiner von ihnen ohne Wunde, trieben die Lanzenspitzen seiner Dragoner am Trog des Brunnens zusammen. Mit einem Gefühl freudigen Stolzes lenkte der junge Offizier sein Pferd der letzten Freitreppe des Herrenhauses zu, als die Tür desselben krachend aufzog und in ihrem Rahmen die beiden russischen Offiziere erschienen. Mit einem Satz überwand der jüngere derselben die Treppe und im gleichen Augenblick wiff eine Revolverkugel dicht an Horst vorüber. Eine zweite folgte, dann warf die Klinge des Dragoners den Feind zu Boden. Ein dritter Schuß drohte von der Höhe der Treppe hernieder, und ein heißes Gefühl durchströmte die Wange des Deutschen, dessen Wifolentmündung der Feind suchte. Der Knall zweier Schüsse versammelte zu einem, und während der Ruffe leblos zusammenbrach, sprang der Stoger aus dem Sattel und stieß wenige Augenblicke später die Tür des großen Wohnzimmers im ersten Stock auf.

Die Hand am Helm trat Horst auf den im Lebensstuhle stehenden alten Herrn zu.

„Welche gehorsamst lieber Onkel, daß Bandin von seiner aufgegebenen Einquartierung befreit ist.“

Ein heller jubelnder Lächel von weiblichen Lippen und die schlanke an der Seite des Lehnhuhles stehende Mädchengestalt flog auf den Sieger zu. „Doch, mein Horst!“ alles übrige ging in der stürmischen Umarmung und der Begegnung zweier sich suchenden Lippenpaare unter.

„Dora! — Mädel — zum Donnerwetter, erdrück mir den Jungen nicht und schließ mal vorerst die Tür, damit sich der Franz vor lauter Verwunderung draußen keinen Schaden tut.“ Das laute Poltern des alten Herrn trieb die Liebenden auseinander.

„Komm Junge, die Zeiten haben sich geändert und meine Meinung mit, du bist mir als Schwiegerohnn jederzeit willkommen, denn ich bin überzeugt, daß du jederzeit, genau wie heute, den Boden Bandins rein halten wirst von allem Schädlichen. So Horst, das wäre erdacht und nun zu wichtigerem, wie sieht es mit unserer Provinz? Werdet ihr dieses Ungeziefer nicht bald zum Lande herausjagen?“

„Wir sind dabei, Onkel! Generaloberst von Hindenburg hat die Russen bei Tannenberg bis zur Vernichtung geschlagen, und wenn Gott weiter zu unseren Fahnen steht, wird kein Moskowiter wieder den Fuß auf ostpreussischen Boden setzen.“

„Das soll ein Wort sein Junge und nun Dora, nimm dich deines Zukünftigen an. Still! ihm den Arm an der Wange und den Hunger, denn ein tüchtiger Deutscher verlangt auch herbe Kost und einen Ruß rechnet man im Allgemeinen nicht dazu. Vergiß auch die anderen draußen nicht, sie haben es reichlich um uns verdient.“

Während der alte Herr behaglich schmunzelnd in seinen Stuhl sank, verschwanden die beiden Glücklichen, den Schöpfer ihres Bundes allein lassend. Wohlgebehnnd streckte sich dieser, die große Freude dieser Stunde hatte die schmerzende Wunde in die Flucht getrieben und seine Gedanken wanderten zurück in jene Zeit, in der er als junger Dachs sein Roß auf fränkischer Erde tummelte.

Kirschengeit.

Ein Reumtel unserer deutschen Obstbäume bilden die Kirschbäume, nämlich 21 890 088 Stück. Der Anbau der Kirsche weist im Deutschen Reich beträchtliche Unterchiede auf. Während nach den Ermittlungen des Jahres 1900 im ganzen Reich auf einen Quadratkilometer durchschnittlich 40 Kirschbäume kamen, beherbergte unser kirschenreichstes Gebiet, das Herzogtum Sachsen-Altenburg, nicht weniger als 164 Kirschbäume auf der gleichen Fläche; ihm folgten der Regierungsbezirk Merseburg mit 148, die Kreisbauernschaft Leipzig mit 141, das Herzogtum Anhalt mit 137 und die Kreisbauernschaft Dresden mit 134 Kirschbäumen auf 1 Quadratkilometer. Dagegen wurden in Waldeck und im Regierungsbezirk Lüneburg nur 7 Kirschbäume auf 1 Quadratkilometer gezählt.

Nehmen wir an, daß ein erwachsener Kirschbaum im Jahresdurchschnitt 10 Kilogramm Früchte trägt und daß

vier Fünftel der vorhandenen Bäume im tragfähigen Alter stehen, so ergibt sich für eine mittlere Kirschenernte ein Umfang von etwa 171 Millionen Kilogramm; hierzu tritt eine Einfuhr in Höhe von 6 bis 10 Millionen Kilogramm. Unser Jahresverbrauch an Kirschenernte würde sich hiernach für den Kopf der Bevölkerung auf etwa 5 1/2 Pfund stellen. Bei den Auslandsbeziehungen handelt es sich zumeist um Frühkirschenernte, die aus klimatisch begünstigteren Ländern eingeführt werden. Der Hauptlieferant war bisher Italien, das in den letzten fünf Jahren Mengen von 31 000 bis zu 63 000 Doppelzentner im Werte von 1 1/4 bis 2 1/2 Millionen Mark sandte. Dann kamen Frankreich und Holland, deren Einfuhr in günstigen Jahren nur wenig hinter den italienischen Lieferungen zurückblieb; Frankreich z. B. sandte im Jahre 1912 32 338 Doppelzentner, Holland 26 293 Doppelzentner Kirschenernte. Wesentlich geringer sind die Zufuhren aus Oesterreich-Ungarn (Tirol) mit einem Umfang von 4000 bis 5000 Doppelzentner im Jahre.

Die Urheimat der Kirschenernte, sowohl der Süß- oder Vogelkirschenernte als auch der Sauerkirschenernte oder Weichsel, sind die Länder des westlichen Asiens. Doch kam die erstere, wie zahlreiche Pfahlbautenfunde beweisen, schon während der vorgeschichtlichen Zeit in wildem Zustande in Europa vor. Die heutige Kulturform der Süßkirschenernte gelangte durch die Vermittlung der Römer schon früh bis an den Rhein und nach Britannien. Plinius lobt besonders die hervorragenden Eigenschaften der belgischen Kirschenernte.

Die vielseitige Verwendung der reifen Früchte zur Bereitung von Kompotts und Kuchen ist bekannt. In Süddeutschland und in der Schweiz stellt man aus ihnen den Kirschbranntwein, das beliebte Kirschwasser, her, aus Dalmatien kommt der gleichfalls aus einer Sauerkirschenernte bereitete Maraschinlikör. Das Holz des Kirschbaumes wird vom Tischler und Drechsler gern verarbeitet, die Blätter dienen als Tee, aber auch zum Gurfekneinlegen. Aus dem fettrreichen Samen wird durch Auspressen ein gutes Öl gewonnen. Wenig bekannt dürfte sein, daß sogar die Stengel der Sauerkirschenernte einen Handelsartikel bilden. Diese werden wagenladungsweise in Frankreich und Amerika bezogen, wo man aus ihnen ein beliebtes Hustenmittel bereitet.

Vermischtes.

• Was der Haushalt eines Milliardärs Kindes kostet. Wie man sich erinnert, hat beim Untergang der „Titanic“ auch der „Colonel“ John Jacob Astor, der bekannte Milliardär, sein Ende gefunden. In seinem letzten Willen hatte er für seinen damals zu erwartenden Erben den Betrag von 12 Millionen Mark ausgesetzt, wovon jährlich auf einen Zinsenertrag von über 550 000 Mk. zu rechnen war. Die Gerichtsstelle aber, in deren Hände die Verwaltung des Vermögens der Witwe gelegt wurde, traf die Bestimmung, daß der Witwe Astors jährlich für ihren und ihres Söhnchens Unterhalt „nur“ 80 000 Mk. auszugeben seien, während der Rest gespart und im Interesse des Kindes dem Vermögen hinzugefügt werden sollte. Jetzt hat nun Frau Astor bei dem Gerichte die Rechnungen über ihren Verbrauch seit der Geburt des Kindes im August 1912 bis zum Januar 1915 eingereicht. Danach hat in dieser Zeit der Unterhalt des Milliardärs-Söhnchens den Betrag von über 250 000 Mk. bereits erfordert. An Wohnungsmiete für den kleinen Astor hat die Mutter den stattlichen Betrag von 84 000 Mk. zu zahlen gehabt, während die gesamte Führung seines Haushaltes in der gedachten Zeit nicht unter 120 000 Mk. zu bestreiten war. Das sind nun bloß die Kosten für den Kleinen; Frau Astor selbst hat für sich in derselben Zeit 403 000 Mark verbraucht, so daß ihre Ausgaben für sich und ihren Sohn vom August 1912 bis zum Januar 1915 sich im ganzen auf rund 865 000 Mk. belaufen haben. Da sie für diese Zeit vom Gerichte noch nicht ganz 240 000 Mk. angewiesen erhielt, so ergibt sich eine sehr erhebliche Spannung zwischen dem Verbrauche, den sie für sich und ihren Sohn für unerlässlich hält, und dem, was das Gerichte ihr zu diesem Zwecke zubilligt. Sie hat nun bei letzterem den Antrag gestellt, daß die ihr zur Verfügung stehende Summe wesentlich erhöht werde, um so in die Lage versetzt zu sein, sich und das Milliardärskind „landesgemäß“ zu erhalten. Ganz spasshaft ist übrigens in den Rechnungen der Frau Astor der Posten, wonach sie in dem gedachten Zeitraum nicht weniger als 32 000 Mk. für Anwälte hat ausgeben müssen. Dagegen haben Spielzeug und Kleidung des Milliardärschens in 2 1/2 Jahren nur 20 000 Mark erfordert.

• Das russische Kwass als deutsches Volksgetränk. Wenn wir im allgemeinen auch gewöhnt sind, den Schnaps für das russische Nationalgetränk anzusehen, so ist es doch eigentlich mehr der Kwass, der diesen Titel verdient. Ja, diesen

sollen so köstliche Eigenschaften innewohnen, daß er es verdiene, an Stelle des Bieres das deutsche Volksgetränk zu werden. Kwass ist ein billiges, alkoholarmes, sehr erfrischendes Getränk, das aus einem Gemisch von Mehl, Malz, Brot, mit oder ohne Zucker entsteht. Es kann von jeder Hausfrau nach Geschmack bereitet werden. Die Gärung wird durch kein besonderes Kwasserment erzeugt, sondern durch Hefe, die an Kolben klebt. Prof. Robert, der Moskauer Pharmakologe, der den Kwass von seiner russischen Tätigkeit her kennen gelernt hat und der seine Einführung warm empfiehlt, gibt in einer bei Lausche-Grosche erschienenen Broschüre nicht weniger als 70 Rezepte zur Kwassbereitung. Auch aus Kevlein, Birnen, Kirschenernte kann man ihn herstellen. Besonders als Getränk für Soldaten ist er geeignet. Die russischen Regimenter führten Kwasskocher mit sich, die sicherlich sich auch unter unseren Deutschen befinden. Sie würden unsere Soldaten seine Zubereitung lehren.

Büchertisch.

— Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte. Band 6: Die Fahrten der Emden und der Ayesha. Nach Erzählungen des Kapitänsküntenants v. Muede, seiner Offiziere und Mannschaften von Emil Ludwig. (E. Fischer, Verlag, Berlin). Mit 20 Abbildungen. Geb. 1 Mk. — Selbst unter allen den herrlichen Taten des Krieges nimmt die odysseische Heldentat der Emden und der Ayesha einen besonderen Rang ein. Wir wissen darüber jetzt Authentisches. Emil Ludwig führt der fast sagenberühmten Emden- und Ayesha-Mannschaft entgegen, er traf sie in der Wüste und begleitete ihren Triumphzug bis nach Konstantinopel. Selten liegt es das Geschick, daß ein Kriegserlebnis sich mit solcher Schönheit wie von selbst zum Heldengedicht abrundet.

— „Der Kriegstruwelpeter.“ Unsere Feinde in deutschem Witz. Wir haben genug Brocken gesehen, daß auch angetrichen der großen und schweren Ereignisse die gute deutsche Laune bestehen bleibt; ein Teil dieses Geistes steckt in einem Buche, das den uns allen vertrauten klingenden Titel: „Der Kriegstruwelpeter“ trägt. Da tritt uns in lustigen Bildern und flotten Versen der „Bombenpeter“ entgegen,

„der mit Paul und Paaren
sich vertrieb dem Jaren,
Hänke spannt bei Tag und Nacht“ usw.

Dann der „böse Nikolai“, der die „deutsche Logge“ prüfeln will, „aber in eine Stelle, die empfindlich“, von ihr gebissen wird und dem der „kluge Doktor“ schließlich „bittere Arznei“ reicht mit den Worten: „Das beste Mittel, das ich fand,
für Vohheit oder Unverstand
Ist Wasser aus Masur en Land.“

„Marianchen“ spielt mit dem Feuerzeug „Kevanche-Zdeen“ in der trügerischen Doffnung:

„Den Brand wird löschen schnelle
Die Herrscherin der Welle“.

Die drei bösen Buben necken den Michel,
„Da kommt daher der Wilhelm daß
Mit seinem großen Zintenlaß
Und tunkt sie in die Tinte tief,
Wie auch der Franzmann: „Japan“ rief.

Der „Zappel-Beppo“ schaukelt so lange, bis er unterm Tisch liegt. „Der John-Guck-in-die-Kult“ fällt am Dardanellenstrand ins Wasser

„erklärt dann aber später allen,
er sei nicht hineingekommen.
Doch in Wahrheit war er naß,
O, es war ein teurer Spaß!“

Besonders lehrreich ist es auch, einen Vergleich zu ziehen, wie unsere Feinde in diesem Buche und wie wir in der entsprechenden englischen, französischen und italienischen Literatur behandelt werden. Der Witz unserer Gegner erschöpft sich im allgemeinen in unsfälligen Beschimpfungen, nicht zum wenigsten der Person unseres Kaisers. Es ist erfreulich an diesem Buche, daß der Witz bei aller Schärfe und Deutlichkeit gestittet bleibt und niemals bössartig wird. Es ist im Holbein-Verlag in München erschienen. (Preis 2,40 Mk.).

Derierrätzel.

Herr Salomo wollte das Kindlein zerteilen;
Nun mag ihn das nämliche Schicksal ereilen.
Der richtigen Päfte gefellest du
Einen deutschen Pauerndurchen hinzu.
Und hast du zum Mineral sie verbunden,
So hast du schon etwas vom Pulver erfunden.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Diamant-Rätzels in voriger Nummer:

A
E r z
B r a n d
A r a b i e n
B r i e g
R e h
n